Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 285

Artikel: Schriftliches Stammeln
Autor: Sutter, Julia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-884269

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schriftliches Stammeln

Über den Brief als ausgelagertes Tagebuch und höfliche Alternative zum Telefon. Über die Freiheit und die Macht, die nur Briefeschreibende kennen. Und über das Glück, zu schreiben, um nicht allein zu sein.

Text: Julia Sutter

Kurz habe ich darüber nachgedacht, in Briefform wiederzugeben, was mir zum Briefeschreiben einfällt. Dabei hätte ich mich jedoch schon in der Anrede in eine Lüge verstrickt, ich hätte wohl begonnen mit: «Liebe Leserin, lieber Leser, ich spreche heute zu dir in einer Sache, die dich betrifft ...» Und bereits an dieser Stelle hätte sich die Menge der vermeintlich Angesprochenen abgewandt, man hätte enttäuscht in sich hineingemurmelt: Wo alle gemeint sein sollen, kann nicht von mir die Rede sein.

Der Brief, den ich meine, richtet sich immer an einen Einzelnen. (Selbst in der Form des offenen Briefs, wo ich Zeugen herbeiziehe – aus Wichtigtuerei oder auch bloss um sicherzugehen, dass gelesen und aufgenommen wird, was ich einem ganz konkreten Du zu sagen habe, spreche ich noch immer zu diesem Du, niemals zur unbestimmten Mehrheit). Und trotzdem sind wahrscheinlich die meisten von uns schon zum Opfer geworden im Sinne, dass sie sich über vorgeblich exklusive Sätze freuten, die in Wahrheit auch zwei oder zehn andere zu lesen bekamen. Aber die Täterrolle ist wohl ebenso verbreitet, auch ich weiche aus Gründen der Zeitersparnis manchmal auf eine solche Schlamperei aus. Um aber nicht überführt zu werden, habe ich mir schon als Kind angewöhnt, ähnlich lautende Formulierungen in Postkarten jeweils nur an Leute zu schicken, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach nie begegnen, geschweige denn über den Inhalt meiner Grusskarte austauschen würden.

Von der Postkarte zum Reisebericht

Tatsächlich stehen wohl gerade diese pflichtverfassten, von den Eltern aufgedrängten Feriengrüsse und Dankeskarten am Anfang meiner Liebe zum Briefeschreiben. Die nächste Stufe könnten die winzig gefalteten Zettel gewesen sein, die schon bald zwischen den Schulpulten zirkulierten, und anhand von denen man leicht die Verbindungen ermitteln konnte, die zwischen einzelnen Schülern bestanden. So ähnlich musste sich ein Postbote fühlen, dem sich der Briefverkehr eines ganzen Quartiers offenbarte und dem also kein Geheimnis verborgen blieb, stellte ich mir damals vor. Wobei in unserer Klasse keineswegs zu vertuschen versucht wurde, wer sich mit wem austauschte. Im Gegenteil. Direktsendungen wurden gemieden, man legte den Postweg absichtlich über mehrere Pulte an, um möglichst viele Schüler in den Kurierdienst einzubeziehen. Schliesslich war aus der Anzahl verschickter und erhaltener Zettel pro Person direkt deren Platz in der klasseninternen Rangordnung abzulesen.

Jahre später wurde es unter Gleichaltrigen Mode, den Briefen, die wir in Büchern abgedruckt lasen, nachzueifern. Man schrieb einander vom Unglück, 16 zu sein, man schrieb verliebte und tragische Briefe an den ersten Freund (oder in meinem Fall, mangels eines solchen, und ohne die literarische Vorlage näher als vom Hörensagen zu kennen, den einen und anderen Brief an den Vater).

Noch ein wenig später verbrachte ich erstmals längere Zeit allein und weg von daheim. Dabei wurde mir das Briefeschreiben zu einer Gewohnheit, auf den Hostel-Betten und in den Gästezimmern breiteten sich nebst den üblichen Rucksackinhalten schon nach kurzer Zeit immer auch liniertes Papier und Stifte und Umschläge aus. Das Briefeschreiben stellte sich als eine schöne Methode der Aufwertung und Zweitverwendung dessen heraus, was ich geradesogut bloss mein Tagebuch hätte wissen lassen können. Was sich dort ansammelte, teilte ich in handliche Portionen auf, fügte einzelnen Passagen weitere Details hinzu oder strich, was mich weniger gut aussehen liess. Was dabei herauskam, gelangte auf elektronischem wie postalischem Weg zu verschiedensten Adressaten. Es muss sich um Belanglosigkeiten gehandelt haben, um Berichte darüber, was meinen Tag ausgefüllt hatte und was ich als Nächstes zu unternehmen gedachte. Dabei schrieb ich durchaus nicht nur an die engsten Freunde, sondern auch an Leute, die ich zwar gernhatte, aber die ich, solange sie in meiner Nähe gewesen waren, niemals mit so detaillierten Nachrichten über mein Leben überhäuft hätte, wie ich es jetzt tat. Aber warum? Weil es, zumindest was die Gattung des Erfahrungs- und Erlebnisberichts angeht, wohl die geringste Rolle spielt, an wen wir uns beim Erzählen rich-

ten. Wir schreiben nicht für jene, deren Name zufällig in der Anrede steht. Wir schreiben, um nicht allein zu sein, und sprechen dabei in erster Linie zu uns selber.

Die Pause im Gespräch

Was in der Ferne eher zum Briefeschreiben anregen mag als daheim, ist vielleicht der offensichtliche Abstand zwischen Sender und Empfänger, den es irgendwie zu überwinden gilt. Ob Zeitverschiebung oder das Gefälle zwischen lauter neuen Eindrücken versus Alltag: Plötzlich sind da Faktoren, welche die Kommunikation erschweren, so dass, sagen wir, auch ein lange geplantes Telefonat ganz schnell zur Enttäuschung für beide Seiten werden kann. Also steigt man auf Briefe um, und holt jene, die man vermisst und bei sich haben möchte, schreibend zu sich her. Das klappt wunderbar, und doch ist es mit den Briefen meist vorbei, kaum ist die räumliche Distanz wieder aufgehoben. Dabei würde doch niemand behaupten, ständig in der richtigen Verfassung zu sein, wenn das Telefon klingelt und am anderen Ende jemand wartet, der plaudern oder sich beschweren will oder gar Trost braucht. Würden dagegen häufiger Briefe geschrieben, könnte dieses Problem elegant umschifft werden. Um beim Schreibenden zu beginnen: Er stösst, egal zu welcher Tageszeit und egal, was ihn gerade umtreibt, immer auf einen verständigen und aufmerksamen Zuhörer, nämlich sich selbst. (Kann es irgendeinen Briefeschreibenden geben, der am Ende, nachdem er seine Unterschrift gesetzt hat, das Geschriebene noch einmal liest und nicht zumindest ein bisschen überrascht ist, was ihm zu diesem und jenem Thema alles eingefallen ist?)

Kommt dazu, dass sowohl Sender wie Empfänger, anders als im mündlichen Gespräch, völlig frei über die Zeit verfügen. Was besonders dann von Vorteil sein kann, wenn der Gegenstand des Briefs eine unangenehme Neuigkeit ist: die Nachricht eines Todesfalls, eine Beschwerde, eine Entlassung. Der Schreibende sucht, so lange er will, nach den richtigen Worten. Er muss nicht befürchten, seine Rede könnte unterbrochen werden, und keiner läuft ihm mitten im Satz davon. Auch dass er die Wirkung seiner Worte nicht unmittelbar mitbekommt und also auch nicht darauf reagieren kann beziehungsweise muss, wird er wohl als Erleichterung empfinden. Inzwischen lässt sich der Empfänger ebenfalls alle Zeit. Der Brief wartet derweil geduldig in seinem Umschlag, bis ein guter Moment zum Lesen gekommen ist, und gönnt beiden Seiten, was sie sich im mündlichen Austausch nicht einzufordern getrauten: die Pause im Gespräch.

Das Warten und die Erwartungen

So vieles spricht also für den Brief, und doch ist er in unseren Leben ohne Frage selten geworden, hat als Überbringer dringender Nachrichten längst ausgedient. Seine Nische ist das Dringliche geworden. Und so kommt es, dass sich auf emotionaler Ebene – zumal für den Empfänger – seit der Postkutsche erstaunlich wenig verändert hat: Noch immer wartet er voller Ungeduld auf das Heranrollen des Wägelchens mit der flatternden grauen Plane. Wartet rastlos auf das PING im Mailprogramm oder wartet meinetwegen auf die nächste WhatsApp-Nachricht. Und kennt keine schönere Erlösung als den handbeschriebenen Umschlag zwischen lauter Rechnungen oder eine vielversprechende Betreffzeile im Posteingang.

Was aber ist mit jenen Bedauernswerten, die vergeblich warten? Sie erfinden plausible Erklärungen, warum kein Brief kommt. Denken als erstes an eine einfache Verspätung, dann an einen gröberen Irrtum in der Verteilung, an einen technischen Defekt. Sie kontrollieren den Briefkasten, wann immer sie ihn passieren, auch spätabends und morgens vor der Arbeit. Bald ist klar, dass der Postbote in einen schlimmen Unfall verwickelt sein muss. Oder aber, im Fall, dass die Rechnungen und Werbesendungen weiterhin wie gewohnt den Kasten füllen, während der wichtige Brief noch immer ausbleibt: dass der Bote stattdessen geisteskrank geworden ist. Von solchen Unglücklichen hat man doch schon öfters in der Zeitung gelesen, immer mal wieder stellt sich heraus, dass Briefe von Postboten unterschlagen und jahrelang in deren Privatwohnungen gehortet wurden, bevor ihnen jemand auf die Schliche kam. Warum tut jemand so etwas? Aus purem Neid wahrscheinlich. Weil er selber keine so schönen Briefwechsel pflegt wie der Wartende, weil er täglich damit konfrontiert wird, was anderen vergönnt ist.

Noch schlimmer aber als der Brief, der nicht zugestellt wird, ist der Brief, der nicht hält, was er verspricht. Denn ist er zuletzt auch angekommen, mit der gewohnt schwungvollen Anschrift, vielleicht gar mit einem persönlichen Merkmal wie einer winzigen Schmutzspur oder einem leichten Knick versehen, kann sich hinter dem Umschlag noch immer das Beste und Schlimmste verbergen. Was, wenn das vielversprechende Volumen zum Beispiel nicht vier dicht beschriebenen Bögen voller Geständnisse und Geheimnisse zu verdanken ist, sondern bloss einem mitgeschickten Zeitungsartikel zu einem nichtswürdigen Thema? Dann folgt auf den Moment der grössten Freude die absolute Zerstörung. Aber nur solange, bis man sich erinnert, dass das Machtspiel zwischen Sender und Empfänger ja nun wieder zu den eigenen Gunsten steht. Zur Strafe wird man den Absender, der sich soeben in den handlungsunfähigen Empfänger zurückverwandelt hat, der man selber gerade eben noch gewesen ist, länger als nötig warten lassen, und man wird mit keiner Silbe auf den Zeitungsartikel eingehen, oder aber sich selber eine Beilage ausdenken, die keinerlei Arbeit macht und ganz falsche Erwartungen wecken wird.

Liebesbriefe im Besonderen

Sei es also, weil eine schwierige Nachricht zu überbringen ist oder weil der scheinbar konfliktfreie Briefwechsel von einem ungleichen Mächteverhältnis belastet wird: Der persönliche Brief, dieses zumeist freundliche Kommunikationsmittel, kann vom geübten Briefeschreiber als wirksames taktisches Instrument eingesetzt werden.

Ausser, er schreibt als Liebender. «Der Brief hat für den Liebenden keine taktische Bedeutung», hält Roland Barthes in *Fragmente einer Sprache der Liebe* fest. Und der Brief des Liebenden hat auch nicht die Absicht, etwas mitzuteilen, was für den anderen einen Mehrwert nach Art beispielsweise des Erlebnisberichts haben könnte. «Es wird, nach Art eines musikalischen Themas, eine einzige Information variiert: *ich denke an Sie.*»

Tatsächlich verging mir das Briefeschreiben für eine Weile ganz, als ich mich zum ersten Mal nicht mehr an einen Adressaten wandte, den es durch überraschende Beobachtungen und geschickte Formulierungen zu beeindrucken galt, sondern an den Geliebten, der bereits da war und da bleiben würde, und den ich nicht durch irgendwelche rhetorischen Tricks glaubte einfangen zu müssen. So bin ich eine Zeitlang verstummt, wurde über der Erkenntnis, dass ich diesem Anwesenden niemals einen Brief würde schreiben können, ganz wehmütig. Und war umso glücklicher, als sich wenig später herausstellte, dass eine gewisse geografische oder auch emotionale Entfernung bereits ausreichte, um das Bedürfnis zu wecken, auch diesen Adressaten im Brief zu mir heranzuholen. Wann immer es mir passte, und ob er nun wollte oder nicht.

Sich verraten …

Wie einfach das Briefeschreiben wäre, wenn einen bloss die Briefe an den Geliebten zum Stammeln bringen und immer wieder von vorn beginnen lassen würden! In Wahrheit kann ich nur grob über-

schlagen, wie viele hochwertige Papierbögen ich schon verschwendet und direkt dem Altpapier übergeben habe, beim Versuch, von Anfang an das Richtige zu sagen. Und doch habe ich mich von der Überzeugung, die Briefe und Geburtstagsgrüsse müssten auf jeden Fall im ersten Anlauf gelingen, bis heute nicht ganz trennen können. Kommt es denn nicht geradezu dem Eingeständnis von mangelndem Mut und einem vorweggenommenen Scheitern gleich, stattdessen zuerst einen Entwurf aufzusetzen? Lieber einfach noch mal von vorn beginnen, wenn ich irgendwo ins Stocken geraten bin und keinen Ausweg mehr weiss.

Würde ich auch beim Briefeschreiben so vorgehen, als gälte es, einen stringenten Text abzuliefern, würde ich also skizzieren und streichen und neu formulieren, was es zu sagen gibt, könnte es sein, dass unterwegs gerade das verloren geht, was einen Brief dem mündlichen Gespräch so verwandt macht (und worin sein Zauber liegt). Erst bei einem Brief, der hie und da ein wenig holpert, sich verläuft und entlang ungelenken Zwischenbemerkungen dahin zurückkehren muss, wo ihm der Faden verloren ging, habe ich doch als Leserin das Gefühl, da spreche wirklich jemand zu mir, da zeige sich jemand ganz, da spiele mir keiner einen aufgeräumten Kopf vor, wo in Wahrheit Unordnung herrscht (und erst schreibend eine Ruhe einkehren wird).

Der einfach drauflos Schreibende wird sich zum Glück immer ein Stück weit verraten. Tut er dies von Hand, verrät er sich zusätzlich mit einem durchgestrichenen Wort, einer protzigen Unterschrift. Dadurch lässt sich womöglich wenigstens zum Teil erklären, warum der handgeschriebene Brief so geachtet wird. Man bringt ihn mit Menschen in Verbindung, die mehr von sich preiszugeben bereit sind, als unbedingt nötig wäre.

... und dabei bescheiden bleiben

Nun läuft gerade der handgeschriebene Brief durch seine allseits anerkannte Stellung auch Gefahr, missbraucht zu werden. Wie leicht kann es passieren, dass sein Verfasser angesichts des Beifalls verlernt, den Brief als liebende und dabei bescheidene Geste zu praktizieren. Dass er eitel wird und sich dem Irrtum hingibt, die Form genüge sich selbst. Was natürlich falsch ist. Einige der schönsten Briefe, die ich bekommen habe, sind auf elektronischem Weg zu mir gelangt.

Der solcherart verdorbene Briefeschreibende schreibt nicht länger als einer, der zu sich spricht und dabei etwas Kostbares von sich gibt, sondern als einer, der vor allem sich selber gefällt. So soll es Leute geben, die Durchschläge oder Kopien von Briefen aufheben, in denen sie sich besonders geistreich oder einfühlsam vorgekommen sind. Auch ich bin zugegebenermassen in dieser Hinsicht ein wenig gefährdet. Schon manche Male habe ich mich dabei ertappt, wie ich einen schönen Mailverkehr wiedergelesen und mich dabei eher noch einmal in mein Geschriebenes vertieft als auf das Erhaltene konzentriert habe. Erst freudig überrascht darüber, was mir vor Wochen oder Monaten zu diesem und jenem Thema eingefallen ist, bin ich mir gleich darauf seltsam kleinlich vorgekommen, als versuchte ich, lesend etwas zurückzuholen, was ich doch schon lange von mir weggegeben hatte.

Julia Sutter, 1987, ist Texterin und Autorin und lebt in St.Gallen.